

ARCHIV
FÜR
LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD,
K. BIBLIOTHECAR IN DRESDEN.

XII. Band.



LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1884.

V. Zu ruge ich sie setzen wolt — Esther hat sie zu rüge bracht,
 Pf. Zu ruhe ich sie setzen wolt — Esther hat sie zu ruh gebracht.

Unser Urtheil über die beiden Spiele können wir dahin zusammenfassen: Voith macht trotz der harten Sprache, der Ungelenkigkeit des Metrums wegen der Einfachheit der scenischen Darstellung einen wolthuenderen Eindruck als der Plagiarius Pfeffer mit seinen absichtlichen Aenderungen und geschmacklosen Erweiterungen.

Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Aus handschriftlichen Quellen.

Von
 AUGUST KLUCKHOHN.

II.

Bürgers und Höltys Aufnahme in die Deutsche Gesellschaft zu Göttingen. Bürgers ursprüngliche Abhandlung „über eine deutsche Uebersetzung des Homer“. Seine Lehrthätigkeit.

Die nachfolgenden Documente haben sich mit Ausnahme der auf Bürgers Lehrthätigkeit bezüglichen Nachrichten gleich den in unserer ersten Studie veröffentlichten Briefen der Karschin an Professor Michaelis in dem Nachlasse des Dr. E. Rössler gefunden und sind von diesem Forscher wahrscheinlich zu der Zeit erworben worden, als er in Göttingen mit den Vorarbeiten zu seinem verdienstvollen Werke über die Gründung der Georgia-Augusta (Göttingen 1855) beschäftigt war. Es darf mit Sicherheit angenommen werden, dass die an die „Deutsche Gesellschaft“ gerichteten Briefe Bürgers und Höltys nebst den beigefügten schriftstellerischen Proben, so wie die Circulare, durch welche der „Aelteste“, A. G. Kästner, die Abstimmung der Mitglieder über die Aufnahmegesuche der beiden Candidaten bewirkte, einst einen Bestandtheil des jetzt zerstreuten Archivs der Gesellschaft gebildet haben.

Schon mein verewigter Lehrer und Freund hatte, wie es scheint, die Absicht, jene Briefe und Circulare irgendwo zum Abdruck zu bringen, da er sie theilweise copiert und über den Ursprung der Deutschen Gesellschaft in Göttingen einige

Notizen zusammengestellt hat.* Aber wie es ihm öfter begegnete, dass er Arbeiten, zu denen sein glückliches Sammler-

* Nach diesen Notizen, die grösstentheils der Correspondenz Mosheims mit Münchhausen (Rössler, die Gründung der Universität Göttingen S. 163—222) entnommen sind, hegte man schon zur Zeit der Eröffnung der Georgia Augusta den Plan, in Göttingen eine Gesellschaft nach dem Muster der Leipziger zu stiften. Mosheim, damals in Helmstädt, schreibt darüber an Münchhausen am 7. Febr. 1735:

„Wir Deutsche fallen jetzt auf die Ausübung unserer Sprache und meines Erachtens ist kein besseres Mittel die Ingenia der jungen Leute zu schärfen und sie für die höhern Wissenschaften auszubilden, als wenn man sie in ihrer eigenen Muttersprache, die ihnen leichter zu erlernen fällt als eine fremde, den Kopf üben läßt. Man muß zu dem Ende darauf denken, wie eine solche deutsche Gesellschaft als in Leipzig ist eben unter Sr. Mt. Schutz angelegt werde, die auf die Ausbeßerung unserer Sprache siehet und die Aufsätze der jungen Leute in gebundener und ungebundener Sprache übersieht, verbessert und poliret. — Eine solche Gesellschaft wird unserer Akademie vielen Ruhm und Mitglieder zuziehen.“

Mosheim hätte gewünscht, dass nicht allein Gottsched, sondern die ganze deutsche Gesellschaft in Leipzig „sammt ihren vornehmsten Mitgliedern und Büchervorrath“ ganz nach Göttingen versetzt würde. „Der Anschlag, worauf er sich viel Rechnung gemacht“, schreibt er am 24. März 1735, sei misslungen, nachdem die Sache schon ziemlich weit getrieben worden. Ueber andere Vorschläge und Verhandlungen s. Rössler S. 202, 205, 209 und Danzel, Gottsched und s. Zeit S. 96. Mosheim, welcher die ihm angetragene Praesidentenstelle ablehnte, weil er sie von Helmstädt aus nicht versehen könnte, gedenkt der ihm offenbar sehr am Herzen liegenden Sache noch einmal in einem Briefe an Münchhausen vom 15. Mai 1735, und wünscht, dass man die Anstalt so einrichten möchte, dass auch die Theologi Nutzen daraus ziehen könnten.

Erst mehrere Jahre später, im Mai 1738, nahm die deutsche Gesellschaft zu Göttingen ihren ersten Anfang. Nachdem sie bei der Königlichen Landesregierung mit Erfolg um ihre Freiheit und Bestätigung angehalten hatte, wurde sie am 13. Febr. 1740 von dem damaligen Prorector Magnus Krusius in dem Solennitäts-Auditorium der Universität öffentlich eingeweiht. Rudolf Wedekind, aus dessen Vorrede zu Gotl. Chph. Schmalings, „Ilfelds Leid und Freude“ (Göttingen, 1748) wir diese Data entnehmen, sagt am Ende (§ 21) seines die Gesellschaft betreffenden Vorberichtes: „Ihr Werk ist die deutsche Sprache, aber auch Tugend und Freundschaft, und ihr beständiger Wunsch ist: Gott segene den König!“ Auch Frauen und Jungfrauen konnten, wenn sie, wie die Frau Gottsched, kaiserlich gekrönte Poetinnen waren, als Ehrenmitglieder in die deutsche Gesellschaft aufgenommen werden.

talent ihn anreizte, in Angriff nahm, um sie bald wieder aufzugeben, so kam er auch in diesem Falle über den ersten Anlauf nicht hinaus. Er scheint weder die Jugendgedichte, die Hölty seinem Gesuche beilegte, noch die Abhandlung Bürgers „über eine deutsche Uebersetzung des Homer“ einer Prüfung unterzogen oder nur einer ernstlichen Beachtung gewürdigt zu haben.

Seitdem hat freilich Friedrich Voigts bei seiner „ersten vollständigen Ausgabe“ der Gedichte Höltys (Hannover 1858; s. darüber Karl Halms Vorrede zu der ersten brauchbaren Ausgabe des Dichters, Leipzig 1869, S. XVII) „aus dem Archiv der Deutschen Gesellschaft zu Göttingen“ eine Handschrift mit ebendenselben Gedichten, die Hölty 1770 der Gesellschaft im Manuscript vorlegte, benützt, so dass sich daraus heute neue Aufschlüsse für die Kritik des Textes der ersten poetischen Versuche des Dichters kaum mehr gewinnen lassen.* Mit um so grösserem Interesse wird man dagegen die Abhandlung Bürgers vom J. 1769 kennen lernen, nachdem Michael Bernays in der ausgezeichneten Einleitung zu seiner Ausgabe der Vossi-

* Wenn Voigts nicht etwa von Rössler, welcher im J. 1857 Göttingen verliess, die Hölty-Papiere im Original entliehen hat, so müssen ihm Abschriften von ebendenselben Stücken, welche, in einem Heftchen von acht Octavblättern vereinigt, mir vorliegen, zu Gebote gestanden haben. Die vier ersten Blätter dieses Heftchens, auf dessen blauen Umschlag Kästner mit flüchtiger Hand den Namen Höltys geschrieben, füllt eine sehr gefällige Uebersetzung aus, nämlich: „Der Raub der Europa“, „Aus dem Griechischen des Moschus“. Daran reiben sich die drei Gedichte: Das Lob der Gottheit; Apoll und Daphne; Elegie auf eine Rose. — „Das Lob der Gottheit“ stimmt ganz mit dem Text der Hannoverschen Ausgabe, so wie der Halms überein, abgesehen von kleinen Aenderungen in der Schreibweise, z. B. Hayn für Hain, mahlt für malt u. s. w. — Die ursprüngliche Fassung der Romanze „Apollo und Daphne“ dagegen ist nur aus den „älteren Lesarten“ bei Voigts S. 265 f. zu erkennen, wobei aber zu bemerken ist, dass Hölty in unserem Original Str. 4 V. 2 statt Thörin „Närrin“ geschrieben hat, und dass die folgende Strophe lautet: „Ihr Füßgen, sonst so niedlich, pflanzte — Sich plötzlich fest — Tief in der Erde. Säuselnd tanzte — Um sie der West“. — Die „Elegie auf eine Rose“ steht in der Hannoverschen Ausgabe, die Halm S. 46 in den Varianten angezogen hat, ganz so wie in unserer Vorlage, bis auf V. 3, wo der Dichter ursprünglich mit „zerstrentem Haar“ statt mit „zersaustem Haar“ geschrieben hat.

schen Odyssee von 1781 (Stuttgart 1881) die Erinnerung an Bürgers Arbeit in der „deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ (1771) erneut hat. Während hier der angehende Dichter den Homer bekanntlich in Jamben übersetzt wissen will und die ersten Proben einer solchen Uebersetzung mittheilt, war er zwei Jahre früher noch der Meinung, dass man von einer metrischen Wiedergabe ganz absehen und sich mit einer Uebersetzung in deutscher Prosa begnügen müsse. Im übrigen aber drängten sich ihm schon damals, als er zuerst der Frage der Homer-Uebersetzung näher trat, manche Bemerkungen und Betrachtungen auf, die er zwei Jahre später in die für den Druck bestimmte Abhandlung fast wörtlich aufgenommen hat.

Abgesehen von dem litterarischen Werthe, den die nun vorliegende ältere Abhandlung Bürgers mit Rücksicht auf die Frage der Verdeutschung Homers in Anspruch nehmen kann, bildet dieselbe auch ein nicht unwichtiges Actenstück zur Charakteristik des werdenden Dichters, welcher, so unreif und uncultiviert er noch in seiner Ausdrucksweise erscheint, doch schon ein reiches Wissen und eine geniale Auffassung documentiert. Dabei bleibt freilich der Fortschritt, den die um zwei Jahre jüngere Arbeit gegenüber der älteren zeigt, noch bemerkenswerth genug.

Auch die Briefe Bürgers und Hölty's sind für beide charakteristisch. Während Hölty, im October 1770 nahezu 22 Jahre alt, in ungeheuchelter Bescheidenheit seine Bitte, als Beisitzer in die litterarische Gesellschaft aufgenommen zu werden, ohne einen Hinweis auf seine Erstlingsarbeiten, mit dem Wunsche begründet, in dem Tempel des guten Geschmacks sich einführen zu lassen, und in mädchenhafter Weise selbst ein Datum dem Briefe beizufügen vergisst, tritt Bürger, welcher im Februar 1769 wenige Wochen über 21 Jahre zählte, bei aller zur Schau getragenen Schüchternheit nicht ohne Selbstgefälligkeit auf.

Endlich entbehren auch die Vota der Mitglieder der Gesellschaft bezeichnender Züge nicht. Hölty zwar, welcher gleichzeitig mit einem jungen Grafen von Bremer, dem späteren hannoverschen Staats- und Cabinetsminister, um Auf-

nahme nachsuchte, gab weder durch seine Person noch durch das beigelegte Heftchen Gedichte zu einer besonderen Bemerkung Anlass; nur erinnerte sich Colom, dass der Vater Hölty's im Jahre 1740 (nicht schon 1738?) die Gesellschaft hatte stiften helfen und eine Zeit lang als Secretär derselben fungiert hatte.

Bürger dagegen veranlasste durch seine Abhandlung schon den Vorsitzenden zu kritischen Einwendungen, und andere Mitglieder der Gesellschaft nahmen noch entschiedener Anstoss an dem Tone seines Briefes und vollends an dem Prolog und Epilog seiner Schrift. Man fand den jugendlichen Autor nicht allein unfein, sondern auch eingebildet und eitel. Der Philolog Heyne spricht ihm sogar in der Sache selbst jedes selbständige Urtheil ab und verhehlt seinen Verdruss über die Aufnahme des unreifen jungen Mannes nicht. Aber wie schon Küstner hervorgehoben hatte, dass ihm ein Baum, der zu sehr ins Holz treibe, lieber sei, als einer, der aus Mangel an Saft dürrer stehe, so erkannten auch die anderen gelehrten Herren an, dass es Bürger nicht an Genie fehle, und Feder übte weniger an dem Candidaten als an der Gesellschaft, so weit sie aus ausserordentlichen Mitgliedern bestand, eine einschneidende Kritik, wenn er dahin votierte, dass er keinen so vortheilhaften Begriff von den Beisitzern habe, als dass er Bedenken tragen könne Bürger seine Stimme zu geben.

Die Nachrichten über Bürgers Lehrthätigkeit im Wintersemester 1787—88 habe ich Briefen entnommen, die ein strebsamer und begabter Göttinger Student C. G. Lenz an seinen Freund Friedrich Schlichtegroll in Gotha, den späteren Herausgeber des „Nekrologs“, richtete und die heute mit vielen anderen Briefen aus dem Nachlasse Schlichtegrolls die bayerische Akademie der Wissenschaften aufbewahrt. Lenz und sein älterer Gothaer Freund gehörten damals noch dem Kreise der Illuminaten an, welche Adam Weishaupt, der Stifter des Ordens, als er nach seiner Flucht aus Ingolstadt bei dem Herzoge von Gotha Aufnahme gefunden, dort um sich gesammelt hatte. Als begeisterter Anhänger des Geheimbundes, den er nur nach seinen niederen Graden kannte, handelt Lenz auch in seinen Briefen mit Vorliebe von Ordensangelegenheiten und findet dazu um so mehr Anlass, als es in Göttingen

an Bundesbrüdern unter Professoren und Studenten nicht fehlt. Wir erfahren, beiläufig bemerkt, dass ausser dem Philosophen Feder auch Meiners und Spittler dem Illuminatenorden angehörten und dass Weishaupt sogar die Absicht gehabt haben soll, den Mittelpunkt der Gesellschaft nach Göttingen zu verlegen und den dortigen Professoren das Regiment darüber anzuvertrauen. Wer den herrschsüchtigen und eitlen Ordensstifter kennt, wird freilich überzeugt sein, dass er einen solchen Gedanken höchstens zu der Zeit fassen konnte, als der Geheimbund zu zerfallen und ihm, dem entlarvten „General“, die Zügel zu entgleiten anfingen.

Was die gelegentlichen Aeusserungen des Studierenden Lenz über Bürger betrifft, so reichen sie hin, um den nicht unbedeutenden Einfluss zu constatieren, den der Dichter als akademischer Lehrer namentlich durch die Propaganda, die er für die Kantische Philosophie machte, damals geübt hat. Bürger, welcher seit Michaelis 1784 als Privatdocent der Aesthetik in Göttingen lebte, hatte für das Wintersemester 1787—88 zwei Vorlesungen angekündigt, eine öffentliche über die „Philosophie Kants“ und ein Privatcolleg über „deutschen Stil“; für letzteres hatte er ein besonderes Einladungsprogramm ausgearbeitet und in Druck gegeben.* Von diesem Programm, so wie von der Vorlesung über Kant ist wiederholt die Rede, während der Vorträge über deutschen Stil nur gelegentlich gedacht wird.

I. Bürgers Gesuch um Aufnahme in die deutsche Gesellschaft vom 14. Febr. 1769.

Wohlgebohrne
Hochzuehrende Herrn
Aeltester und Mitglieder
der Königl. deutschen Gesellschaft
in Göttingen.

Schon lange habe ich gewünscht den Vorlesungen in Dero vortrefflichen deutschen Gesellschaft mit einem näheren Anrecht beywohnen zu dürfen. Doch da ich ein wenig furchtsam bin und mich immer schäme, ein Glück zu begehren, welches ich nicht verdiene, so dämpfte dies mehr denn einmal die Hitze meiner Wünsche.

* Nach der ersten zu Göttingen bei J. C. Dieterich 1787 erschienenen Ausgabe (48 SS. in 8°) abgedruckt in den sämmtl. Werken (Göttingen 1841 ff.) Bd. III, 369 ff.

Nun aber helfen Dero Billigkeit und Güte, Tugenden, welche aus iedem Munde von Ihnen gerühmt werden, meiner Schüchternheit auf, und flößen mir Kühnheit ein, mich Denenselben zu nähern. Daher ersuch' ich Ew. Wohlgeboren gehorsamst, mich in die Zahl der Beysitzer in Dero Gesellschaft aufzunehmen.

Zugleich lege ich diesen Zeilen die gewöhnliche Probe-Schrift bei, vor* die ich hier nicht bitten kann, weils dort im Prolog und Epilog schon geschehn ist. Sie ist von geringer Herkunft, daher zeigt sie sich in schlechten Aufzuge. Ach! verschmähen Sie die Armé nicht!

ich bin mit ewiger Hochachtung —

Wohlgebohrne — Hochzuehrende Herrn — Aeltester und Mitglieder — der Königl. deutschen Gesellschaft — in Göttingen — Dero — gehorsamer Diener —

Gottfr. Aug. Bürger.

Göttingen den 14. Febr. 1769.

II. Hölty's Gesuch vom 24. Oct. 1770.**

Verehrungswürdiger Herr Aeltester!

Vortreffliche Mitglieder!

Wohlgebohrne Herren!

Verzeihen Sie, Wohlgebohrne Herren, daß ich so kühn bin, und mich um die Ehre bewerbe, in die unsrer vaterländischen Litteratur gewidmete Gesellschaft aufgenommen zu werden, der Ihre Namen zu einer solchen Zierde und Empfehlung dienen. Das Bewußtseyn der Geringfügigkeit meines Genies würde mich von diesem Entschlusse abgeschreckt haben, wenn mir nicht die Nachsicht und edle Denkungsart bekannt gewesen wäre, mit welcher Sie den Freunden der schönen Wißenschaften die Hand bieten.

Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn Sie mich nicht für ganz unwürdig hielten, mich durch Ihre Critick zu bilden, und

* für. K.

** Wie Redlich in der Allgem. deutschen Biographie XIII, 10 in Uebereinstimmung mit Voigts (Einleitung X) angibt, reichte Hölty sein Gesuch bei Kästner am 24. Oct. 1770 ein, und dasselbe wurde (wol nur von Seiten des Aeltesten) „sofort“ genehmigt. Von demselben Tage datiert das Circular Kästners. Ein Abdruck des letzteren lohnt sich nicht, da Kästner, indem er sich „die Gedanken der Herren ausbittet“, und zwar gleichzeitig über die Gesuche des Hrn. v. Bremer und Hölty's, sich auf die Bemerkung beschränkt, ihn dünke, dass man sie nach den beiliegenden Proben aufnehmen könne. J. Claproth D., Heyne, Büttner, Dieze, Feder stimmen einfach zu; Colom aber gibt insbesondere Hölty seine Stimme, weil er, wie schon oben erwähnt, muthmasst, dass er der Sohn eines der Stifter sei, der eine Zeit lang auch als Secretär der Gesellschaft fungiert habe.

in den Tempel des guten Geschmacks zu führen! Ich habe die Ehre zu seyn,

Verehrungswürdiger Herr Aeltester!
Vortreffliche Mitglieder!
Wohlgeborhne Herren!

Dero
gehorsamster Diener und Verehrer
L. C. H. Hölty.

III. Das Circular des Aeltesten der Gesellschaft mit den Votis der Mitglieder über Bürgers Gesuch und seine Probeschrift.

Hochzuverehrende Mitglieder.

Herr Bürger sucht in der Beilage um die Stelle eines Beysitzers an. Soviel ich die Probeschrift beurtheilen kann, scheint es mir billich ihm sein Ansuchen zu gewähren. Ich habe einige kritische Anmerkungen beigelegt*, ich glaube, ein Baum, der zu sehr ins Holz treibt, läßt sich allemahl noch durch Beschneiden verbessern, und ist mir lieber als einer, der an Mangel an Saft duerre steht.

Herrn Bürgers Charakter ist mir übrigens nicht weiter bekannt als daß ich nichts von ihm weiß, welches uns in dieser Absicht eine Verbindung mit ihm wiederriethe.

Don 29. Febr. 1769.

A. G. Kästner.

Wenn Hn. Bürgers Ansuchen genehmigt wird, so wünsche ich, daß er den 4. März könnte aufgenommen werden.

Ich habe bei dem Vorschlage nichts zu erinnern.

J. Claproth D.**

Herr Bürger scheint die Sächelchen des creuzziehenden Philologen*** sehr fleißig gelesen zu haben. Daß doch diese Herren sich überreden können, es heiße dieß Witz! Ein solcher Geschmack, der gemeinlich eine Wirkung der Eitelkeit und Liebe zum besondern, ist schwer zu verbeßern. Wenn jedoch indessen seine Anmerkungen wirklich aus seiner Feder geflossen, so wird ihn vielleicht der genaue Umgang mit den Alten am ersten zurecht bringen. Vorläufig wird

* Ich habe diese Anmerkungen, mit a, b, c u. s. w. bezeichnet, unter den Text der Denkschrift gesetzt; ebenso die kurzen Randbemerkungen Kästners. Daneben laufen die mit B. gekennzeichneten eigenen Anmerkungen Bürgers her.

** Justus Claproth, geb. 1728, gest. 1805, war ein tüchtiger Processualist, der viel dazu beitrug, „den alten verschnörkelten Curialstil zu verbessern und lesbares Deutsch an dessen Stelle zu setzen“. Muther in der Allgem. deutschen Biographie IV, 274.

*** Gemeint ist Johann Georg Hamann, dessen Kreuzzüge eines Philologen 1762 erschienen waren.

die beygefügte Kritik des Herrn Aeltesten mit noch ein paar Händen voll Salz durchquickt (nich seines Ausdrucks zu bedienen) eine dienliche Arzney für ihn seyn.

Uebrigens bin ich mit seiner Aufnahme zum Beysitzer wohlzufrieden: da er doch Genie zeigt. Nur wollte ich rathen, seine Antrittsrede vorher zu verlangen, und was darin anstößig zu bezeichnen.
J. P. Murray.*

Weder das Schreiben des H. Bürgers an die Gesellschaft, noch der Prolog und Epilog zu seiner übergebenen Probeschrift haben mir gefallen; aber in der Probeschrift zeigt er Fleiß, Nachdenken und Einsichten. Und von dieser Seite kenne ich ihn auch sonst vortheilhaft. Er ist ein großer Verehrer von Klotze so! und Consorten. Vielleicht lernte er auch spotten und spaßen in dieser Schule, wozu er aber keine Talente zu haben scheint. Ich gebe ihm meine Stimme zum Beysitzer, weil ich hoffe, daß er sich verfeinern wird.

Gatterer.**

Ich gebe gleichfalls meine Stimme zur Aufnahme.

Colom.***

Da H. Bürger die Stärke der altmodischen Schreibart erkennt; so wird er wohl thun, wenn er die seinige nicht gar zu neumodig bildet: inzwischen gebe ich ihm meine Stimme zur Annahme.

C. W. Büttner.†

Herr Bürgern kenne ich nicht als bloß dem Nahmen nach; ich gestehe es, daß es etwas unangenehm wird, immer Leuten seine Stimme zu geben, ohne daß man durch sein eigenes Urtheil dazu

* „Der alte Professor Murray, zugleich als botanischer und medicinischer Schriftsteller thätig, lehrte in besonderen Vorlesungen nicht nur die Regeln des deutschen Styls nebst der nöthigen Anweisung zum Reden und Schreiben, sondern gab auch eine kritische Beurtheilung der besten Schriftsteller und eine Geschichte der Sprache“. M. Koch in seiner Monographie über H. P. Sturz (München 1879). Sturz besuchte die Universität Göttingen 1755.

** Seit 1759 Professor der Geschichte zu Göttingen und besonders auf dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften erfolgreich thätig.

*** Is. v. Colom du Clos, gest. 1795, seit 1747 Lector der französischen Sprache, seit 1751 ausserordentlicher Professor, schrieb ausser verschiedenen Schriften über französische Sprache und Stil ein „Deutsches und französisches Titulaturbuch“, das 10 Auflagen erlebt hat.

† Christian Wilhelm Büttner, gest. 1801, bezeichnet sich auf dem Titel seiner einzigen mir bekannt gewordenen Schrift: „Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker in den vergangenen und gegenwärtigen Zeiten“ (Gotha 1771—1779) als „der Weltweisheit Magister und ordentlichen Lehrer wie auch der Kgl. Göttingischen Societät der Wissenschaften, der deutschen Gesellschaft und des histor. Instituts Mitglied“.

veranlaßt wird. Seine Schrift ist durch und durch unverdauet. Er hat einige gute Sachen aufgeschnappt, das er in der Anwendung und Verbindung derselben zeigt, ist ganz unreif. Die Betrachtungen und Bedenklichkeiten, die er bei einer Uebersetzung Homers hat, sind die geringsten. Wenn wir ihn nur nicht noch eingebildeter und eitler machen, so will ich ihm doch mein Votum nicht versagen. // Heyne.*

Es ist ohnstreitig viel gegen Hr. Bürgers Probeschrift zu sagen, indessen da er doch viel Genie zeigt, und sonst gute Künntnisse hat, kann man ihm die Aufnahme als Beisitzer nicht verweigern, wozu ich auch meine Stimme gebe. Dietze.**

Ich habe nicht Gelegenheit gehabt mir einen so vortheilhaften Begriff von einem Beysitzer in der Gesellschaft zu bilden, daß ich Bedenken trage dem Hr. Bürger mein Votum zu geben. Feder.***

IV. Bürgers Probeschrift.

Etwas
Ueber eine deutsche Uebersetzung
des Homers.

Fast weis ich nicht, ob ich die Sächelgen, welche ich auf diese Blätter niedergeschrieben, jemand vorzeigen soll, da sie ein Ding betreffen, das von mehreren Gelehrten bereits so vielfältig beschwätzt ist.^a Denn mit alltäglichen und von so vielen schon genot-

* Der ausgezeichnete Philolog Christian Gottlob Heyne wurde 1763 als Professor eloquentiae an Gessners Stelle nach Göttingen berufen; seine Lehrthätigkeit erstreckte sich über eine Menge von Gegenständen (Bursian in der Allg. deutschen Biographie XII, 375). Wie wir aus den Briefen von C. G. Lenz an Schlichtegroll (s. unten S. 83) erfahren, las Heyne 1787 privatissime auch über den deutschen Stil.

** Joh. Andreas Dietze war ordentlicher Professor der Litteraturhistorie und leitete wie Murray zu praktischen Uebungen in deutscher Sprache an.

*** J. G. H. Feder, 1768 nach Göttingen berufen, als Vertreter der Aufklärungsphilosophie und Gegner Kants bekannt, war ein Mann von umfassender Bildung. Vergl. Zeller, Gesch. der Philosophie 323 ff., und Roscher, Gesch. der Nationalökonomik 498 ff. Neben seinen Vorlesungen hielt er fleissig Disputierübungen ab. Richter in der Allg. deutschen Biographie VI, 595.

^a Der Eingang ist zu gezwungen spashaft. Am allerwenigsten schiekt sich dieser Anfang zu einer Probeschrift für eine Gesellschaft, wo viel ernsthafte Leute darinnen sind, und selbst der epigrammatische Aeltste ernst seyn kann wenn er will. Im Grund verräth dieser Eingang nur Eitelkeit, denn man soll ihn wie Rabner irgend wo sagt als eine *protestationem facto contrariam* ansehen. K.

züchtigten* Materien sich abgeben, oder gar Lob daran erschreiben zu wollen, wird mehrentheils eine mißlungene und undankbare Bemühung bleiben. Daher fürchte ich, daß, so bald jemand die Ueberschrift meiner Arbeit nur flüchtig wird überblickt haben, ein mitleidiges Lächeln ueber sein Gesicht fließen werde, wobey ich durch und durch vor Schaam glühen würde, wenn ich gegenwärtig seyn sollte. Denn diese wiedrige Mine wird gewiß nichts angenehmes für mich sprechen. „Guter Jüngling, Du wirst nicht viel herrliches sagen“ — lese ich noch klärer darinnen, als jener König, dem eine Gespensterfaust^b an die Wand schrieb: Man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht befunden. Was das allerürgste ist, so könnte ich nicht einmal böse drueber werden, ob ich gleich gewünschet, daß er sie bis ans Ende der Schrift verspahret hätte. Denn bey wem sollte nicht der Argwohn erwachen, daß ich meine Ingredienzien vielleicht aus einer Menge anderer Discours und Essays kompilirt und sie nur, nach meiner Art, zu einer neuen Tinktur gequirlt habe? Gesetzt aber auch, man ließ mir noch ein bisgen Ehre, so würde es doch fürwahr! ein kleines Staubchen seyn, und man würde mich vielleicht aus der verächtlichen Klasse der Ausschmierer in die Reyhen der lächerlichen Originale und abentheuerlichen Klügler erheben. Denn eine Uebersetzung des Homers ist den politischen Aufgaben im Staate gleich, an welchen sich gleich hundert zu großen Männern grübeln wollen, die aber doch oft, anstatt Schöpfer kluger und nützlicher Gedanken zu werden, die Welt nur mit kleinen leeren Grillchen bevölkern. Doch da in diesen Zeiten alles was Leben und Odem hat und auch gern in der Welt was vorstellen möchte, das Alterthum und seine Denkmäler im Munde führt, und jeder glaubt, der Gott des guten Geschmacks habe auch ihn auserwählt, mit ungewaschenen Fäusten unter den Antiken herum zu poltern, wer kann mirs wehren, wenn ich auch dem großen Schwarme nachkleppere, der ins alte Griechenland oder Latium trabet? Dieser Haufen scheint ja überdem noch keine geschlossene Zunft zu seyn, denn sonst würden die ächten Kenner und Meister unter ihnen, gewiß nicht dulden, daß sich ieder, der nur zwey Augen hat, ob sie gleich schielen, unter sie mische. Ists nicht artig wenn man einen mit griechischen Dichter-Nahmen erschrecken kann? Sollte es die Welt nur wissen, daß ich so hübsch und fein vom Homer schnakken könnte, man würde mich noch einmal so viel ehren, und die Mine aller Antiquarier, so mir in Teutschland be-

* scheint mir schmutzig. K.

^b Das ist eben nicht orthodox gesprochen. Man kann den Ausdruck freylich einem Unterthan des Philosophen von Sanssoucy nicht für übel halten, ich dächte aber nicht, daß unsre Deutsche Gesellschaft ihn billigen sollte. K.

gegheten; die fürwahr! bey vielen so hoch gespannt ist, daß ein andächtiger und frommer leicht glauben mag, sie komme dem Ideal des Stolzes auf dem Gesicht eines Gottes sehr nahe, diese Mine, würde alsdann in eine herzbrüderliche Freundlichkeit zergehen. Und mir würde der gottlose verruchte Gedanke nicht mehr einfallen, daß dieser hohe Blick hagern Gesichtern nicht besser laße, als wenn Vitzliputzli mit schwarzen Augenbraunen herabwinken wolte, um den Erdkreis zu erschüttern. Getrost hohle ich also mein Scherflein aus der Tasche und komme herzu — doch nur herzugeschlichen — denn vielleicht hats nicht das richtige Gehalt und ächte Gepräge, so es haben müste. Daher will ich lieber nicht so laut damit einherprangen, als viele Herrn thun, die das ihrige, vielleicht nicht besser als meins, mit emporgehobnen Händen, wie eine Monstranz in der Welt umhertragen. Ganz in der Stille, mit niedergeschlagenen Augen, will ichs nur wenigen verständigen Wardains zum prüfenden Urtheil überreichen.*

Meine Betrachtungen werden, wie ich hoffe, sich dadurch von andern unterscheiden, daß sie vorzüglich nur auf eine deutsche Uebersetzung der Iliade gerichtet sind. Denn in dieser Absicht hat mau noch am wenigsten von dieser Sache geredet. Die meisten so über diese Materie nachgedacht haben, waren Ausländer, deren Regeln vielleicht auf ihre Sprache und Nation, sehr selten aber auf die unsrigen paßen.

Eine wichtige und fast unentbehrliche Eigenschaft des Ideals, so ich mir von einer solchen Uebersetzung bilde, ist, daß sie nach Alterthum schnecken muß. Allen denen, welche die Ausländer von diesem alten Dichter geliefert haben, fehlt dieser Charakter, den die Liebhaber der Antike höchst ungern vermissen. Hierdurch vernachlässigen sie, sich ein Verdienst zu erwerben, welches in Werken des Geschmacks eines der schönsten ist, nemlich, die Illusion bey dem Leser zu bewirken, in welcher er vergißt, daß er eine Uebersetzung vor sich habe, und in den süßen Wahn eine Zeit lang hineingezaubert wird, daß Homer, der alte Homer in eben derselben Sprache gedichtet, in der die Uebersetzung abgefaßt ist. Der Deutsche wird also ein großes vor den Ausländern voraushaben, wenn er diese Vollkommenheit zu erreichen sucht, worüber ich so gleich ganz kurz meine Gedanken mittheilen werde.

Den Ton des Alterthums auszudrücken, wird nicht wenig beytragen, wenn man sich der Sprache entwichener Zeiten bedient, welche sich durch eigne Wörter und deren besondere Zusammenfügung, von der unsrigen merklich unterscheidet.^c Es giebt noch

* Alles Vorhergehende muß meiner Meinung nach zur Ehre der Gesellschaft ungedruckt bleiben. K.

^c Ist das nicht ganz der Gedanke, den die Zürcher schon längst geäußert haben, veraltete Machtwörter in der Poesie wieder einzuführen? Es ist was richtiges daran, die Schwierigkeit besteht nur darin einiger-

eine ziemliche Menge solcher Wörter, die sonst blühten, die aber nach meinem Urtheil das undankbare Schicksal, ungebraucht almählig abzusterben, wegen ihrer Güte gar nicht verdient hatten. Wenn diese der Uebersetzer des Homer wieder hervorsucht und sie geschickt anbringt, so bin ich kühn genug eine gute Wirkung davon zu prophezeien. Nur müsten sie nicht schon gar zu alt und bereits unverständlich seyn, noch auch eine zu große Aehnlichkeit mit dem heutigen platdeutschen haben, welche den gehofften Nutzen völlig vereiteln würde.^d Vor die allerbesten halte ich diejenigen, welche in solcher Entfernung von dem Gebrauch unserer Zeiten stehn, daß man sie noch so eben ohne Perspektiv sehen und erkennen kann, aber die noch nicht so weit in das Alterthum zurückgewichen sind, daß sie nicht anders als durch Hülfe eines Glossariums können verstanden werden. Auch diejenigen die man zwar noch hin und wieder, aber doch seltener antrifft, werden nicht ungeschickt seyn, der Rede den Anstrich zu geben, den ich wünsche. Aber notwendig müssen sie durchgehends edel seyn, sonst würden sie, anstatt die Würde derselben zu erheben, und die Fäden zur Webung eines antiken ehrwürdigen Gewandes zu seyn, zu läppischen Lappen ausarten und ein eckelhaftes Arlekinkleid hervorbringen. Daher prüfe man sie ia erst genau, und stelle wiederholte Versuche damit an, ob sie nichts komisches, niedriges, pöbelhaftes und schmutziges im Gebrauch an sich haben. So habe ich mich, zum Beyspiel, gefragt, ob ich das griechische *κορη* durch das ältliche Wort Dirne schicken übersetzen könnte? Das endliche Urtheil aber hats verworfen. Denn da ichs hin und wieder in launischen Schriften angetroffen habe, wo es der Rede ein drolligtes Ansehn gab, so würde es nun in einer Epopee angebracht, den Ernst derselben gewaltig schwächen. Ueber dem erinnere ich mich, daß wohl ehr scherzende Freunde zu einem Mägdchen gesagt haben: Dirne du bist lieblich anzuschauen — Du hast Gnade funden vor meinem Auge.^e

Diesem, was ich eben gesagt, füge ich noch den Rath bey, daß man sich kürzlich erschaffner Wörter, mit denen Scribenten, die nichts bessers wissen nur gar zu gern ihren Stil auszuschnücken suchen, so viel als möglich, lieber gar nicht bedienen wolle. Denn da man ihren Ursprung größtentheils kennt, und die Zeit weiß, da maßen bestimmte Regeln davon zu geben und sie allenfalls mit Exempeln zu erläutern. K.

^d Als wenn das alte Deutsche, dessen Nachdruck wir in neuester Zeit übertragen möchten, z. B. Luthers seines platt wäre? K.

^e Wenn man gute nachdrückliche Redensarten für lächerlich halten will, weil ein Witzling sie mißbraucht, so wird nicht leicht was erhabnes im Ausdrucke übrig bleiben. Des Hr. V. scherzender Freund wird schwerlich etwas schreiben das man in zweyhundert Jahren noch einem Mägdchen sagen wird. K.

sie noch ungebohren waren, so würden sie die obige Illusion bey dem Leser nur schwächen, statt sie zu befördern. Viel eher, glaube ich, ist, wie allen und sonderlich epischen Dichtern, auch meinem Uebersetzer erlaubt, neue Wörter zu machen, indem der fremde Klang derselben, eben die Wirkung wie die alten unbekanntern thun kann. Nur das versteht sich, man muß die Regul des Horaz beobachten, und

Signatum praesente nota producere nomen.

Hiernächst bemühe man sich die ältern Wortfügungen und Redensarten nachzuahmen. Sie haben oft vor den neuern einen nicht geringen Vorzug. Denn ich stimme denenjenigen bey, welche sagen, daß die Wendungen der ältern deutschen Sprache mehr original sind, und daß unsre neumodischen vielfältig aus fremden Sprachen in die unsrige geschlichen sind. Da es dem deutschen Original-Genie, welches in unsern Zeiten fast ein Unding geworden, vorzüglich eigenthümlich war, deutliche, richtige, ungekünstelte, edle und ernsthafte Gedanken zu bilden, so hatte dies auch einen so mächtigen Einfluß auf die Sprache, daß sie sich den Gedanken vortrefflich anschmiegte.^f Daher waren ihre Tugenden, eine schöne Präcision, Anstand, eine rührende natürliche Einfalt, starke Farben, und ein männlicher Charakter. Herrliche Eigenschaften, die Sprache einer Iliade abzugeben! Ihr Ausdruck liefert sogleich dem Leser den wahren und ächten Gedanken des Schriftstellers, nicht vergrößert, nicht verkleinert, nicht mit einer verdrüßlichen Ungewißheit, sondern eben so, als er diesem in der Seele schwebte. Vielfältig ist die Periode der ältern Sprache nicht so schleppend als die heutige, denn dort finde ich das Haupt-Zeitwort, welches die Art der Handlung in einem Gemälde anzeigt, oder den Verstand der Periode bestimmt, gemeinlich schon zu Anfang derselben, anstatt daß es bey uns oft nur gar zu weit hinten nachzottelt, welches den Stil äußerst langweilig macht. Hierdurch wird dem Leser, schon ehe er weiter liest, ein Haupt-Umriß des Gedankens oder des Gemäldes, so aufgestellt werden soll, geliefert, welches denn durch die letztern Sätze vollends ausgebildet wird. Dann wird die Seele des Lesers auf das geschwindeste erfüllt, und es verschwindet das Leere in der Zeit, die man anwenden mußte die Periode erst auszulesen. Diese Eigenschaften glaube ich oft an den heiligen Büchern und sonderlich den poetischen bemerkt zu haben, die Luther mit dem besten Geschmack für seine Zeiten und einem so dichterischen Feuer übersetzt hat, daß man sich verwundern muß. Da man die Sprache derselben heute eben nicht mehr redet, so hat sie schon etwas feyerliches an sich, welches meine Seele eben so rührt, als der Anblick bejahrter Denkmäler aus längst verfloßenen Jahrhunderten; und mir deucht, daß auch dieses schon vieles mit beyträgt, daß mir der Inhalt dieser poetischen Bücher, erhabner

^f Diese Erinnerung gefällt mir sehr wohl. K.

und göttlicher vorkommt.^g Würde daher der Uebersetzer des Homers ungescheidt handeln, wenn er sie flüchtig neben her läse und den Ton seiner Uebersetzung nach diesem feyerlichen Ernste stimmte?^h Vielleicht vermeidet er am ersten auf diese Art den verdrüßlichen Fehler der Franzosen, seinen Homer in ein Gewand des achtzehnden Jahrhunderts zu hüllen. Denn hier, hier muß auch die Sprache den *bon ton* empfinden lassen, der zu Esdras Zeiten Mode war, welchen der scherzende Sterne nur im Gespräch mit einem Frauenzimmer von Artigkeit und Welt, vor übel angebracht hielt.*

Einige unserer besten Kunstrichter*** behaupten, daß Homer entweder gar nicht, oder doch in ~~Prosa~~ übersetzt werden müste***, und ihr Ansehn sowohl als eigne Uebersetzung, bewegen mich ihnen beyzupflichten. Es ist wahr, eine Uebersetzung in reinen fließenden Hexametern, die dem vortrefflichen Denis so sehr und fast allein bey epischen Gedicht gefallen, würde viele Vorzüge vor einer prosaischen haben. Dann müste sich aber an den Homer ein Deutscher von Popens Geiste wagenⁱ, oder wenn der Geist dieses unsterblichen Britten eine so seltene Gabe der Gottheit ist, so würde doch ein Mann, nicht geringer als Denis erfordert. Dieser müste sich denn durch wechselsweise^k Lektüre des ewigen Originals und der Popischen Uebersetzung begeistern, und seine Seele in die Situation erheben, in der sie bey einem solchen Unternehmen seyn muß. Allein ob uns gleich ein Genie auf diese Art ein vortreffliches Gedicht liefern könnte, so würde es doch gewiß der Gesang des alten ehrwürdigen Griechen nicht mehr bleiben. Die Uebersetzung mag daher immer mit der Harmonie des Verses vergnügen, was hilft, wenn sie uns keinen Homer, in seiner wahren und unvermummten Gestalt, und statt ihn, den Uebersetzer darstellt? Welch'

^g Wenn aber H. B. andere Schriften von Luthers Zeit liest, so wird er finden, daß sie nicht diese Sprache, sondern um viel schlechter reden. Luthers Genie schuff sich die Sprache für seinen Gegenstand wie nach ihm Opitz, Haller, Klopstock. K.

^h Ich möchte doch nicht gern den Vater der heydnischen Götter in der Sprache der Bibel reden hören. Denn es würden mir hiebey leicht die Nachahmer in sogenannter jüdischer Schreibart einfallen. K.

* Yoricks empfindsame Reise, p. 42. (Anm. Bürgers.)

** d. i. auf Teutsch Klotz und Riedel. K.

*** V. Hr. Riedels Denkmal d. Hr. Meinhards und Hr. Klotzens deutsche Bibliothek 3. Stück p. 5—8 dem ich doch im ganzen nicht bestimme. Ihn hier zu wiederlegen, würde alzu weitläufig fallen. (B.)

ⁱ und auch wie Pope Subscribern finden, daß er nicht verhungerte. K.

^k Wechselsweise ist ein *adverbium* das unsre Schriftsteller die keine Grammatik gelernt haben als vor ihnen Andre freylich immer für ein *adjectivum* brauchen. K.

ein Verlust für diejenigen welche jenen kennen zu lernen wünschten! Denn auch ein Unwissender begreift den Zwang den sie auflegt, dem man auf Unkosten des Originals nur gar zu oft nachgeben muß. Daher werden die Vorzüge einer Uebersetzung in Versen gar leicht die Vortheile überwiegen, die eine prosaische hat, nach denen aber iene vergebens trachtet. Und hat ja die letztere ihre Mängel, so werden sie doch wenig oder nichts gegen die Unvollkommenheiten der erstern ausmachen. Was ist denn eben mit der Harmonie des Hexameters oder irgend eines langen Verses, in einem so langen Gedichte? Eine langweilige Monotonie werden sie verursachen, die zwar ein Dichter von Genie, wenn er was eignes singet durch den Schwung einer erhitzten Einbildungskraft hinlänglich abändern kann, welches aber einem gefeßelten Uebersetzer versagt ist. „Ein langes Gedicht, sagt Herr Riedel,* in einem Tone mit Versen ohne Abwechslung, eine Satire mit einerley Gemälden, ein Drama mit Charakteren ohne Kontrast, eine Gallerie von Bildern, wo man nur eins sehen darf, um sie alle gesehn zu haben, ein Garten, dessen Beete lauter Quadrate sind, ein Tanz mit einerley Touren, eine Musik, die wie das Thier ist,

„das gieng und wieder kam;

„alle dergleichen Produkte sind unendlich ermüdend und unangenehm.“

Wenn auch außerdem die Verse noch so rein und fließend wären, so würden sie doch selten den Takt und den Gang haben den der Inhalt des Originals verlangt und daher denen musikalischen Stücken zu vergleichen seyn, wo zwar mehrere wohlklingende Accorde zusammengesetzt sind, die aber keine Leidenschaft oder sonst etwas ausdrücken, bey denen sich daher nichts denken und empfinden läßt. Mann versuche es nur und klemme Stellen in Hexameter oder andere Verse ein, die einen ganz andern Gang, wenn er lebendig und expressivisch seyn soll, verlangen, sie werden gewiß erstaunend verlehren. Z. E. iene Stelle:**

Δεινὴ | δὲ | κλαγγὴ | γενεῖ' | ἀργυροεῖο | βιοιο

Da gieng Klang vom Silberbogen mit Grausen,
oder das hitzige Herabeilen des Apollo vom Olymp:

Βῆ δὲ κατ' οὐλύμπιοι κρηνην ἡχομενός κη

Grimm in seinem Busen fuhr er von den Gipfeln des Olymps herunter.

Wenn sich nun aber der Uebersetzer von diesem Zwange frey findet und er nicht nötig hat, die ganze lange Iliade mit dem Maas-

* Theorie der schönen Künste und Wissenschaften p. 66. (B.)

** Diese wie alle anderen griechischen Textstellen sind hier genau so wiedergegeben, wie sie Bürger, nicht ganz ohne Fehler, geschrieben. A. Kl.

stabe eines Verses, wie mit einer Elle auszumessen, so wird doch die Prosa gewiß kein Kinderspiel seyn. Es ist nicht genug, wenn er den Verstand des Originals richtig, rein und mit edlen Worten in unsere Sprache überträgt, sondern er muß seiner Prosa einen Wohlklang geben, vor dem man Verse gern mißen wird, weil sie ihn zu erreichen nicht fähig sind. Daher muß er die Wörter, wie bey Versen bald hier bald dorthin werfen, sie auf mancherley Arten zusammenfügen, nicht aber, wie bey ienen, einen leeren Schall und Accord, sondern um die Bewegungen der Natur auch im Gange der Periode auszudrücken. Er versuche zu diesem Entzweck, sein Produkt öfters anständig und laut zu deklamiren, dann wird er bemerken ob die Harmonie der Periode der Bewegung der Natur, nach welcher auch die Seele schon gestimmt seyn muß, ähnlich sey oder nicht. Er merke genau auf wo es fehle, verändere und bessere, spanne den Ton bald höher bald tiefer, bald geschwinder bald langsamer. Auf diese Art wird das große Gesetz in der Poesie und den Künsten, die Natur nachzuahmen auch in der Sprache erfüllet werden. Die Seele läßt sich, wie aus der Philosophie bekannt ist, am liebsten mit der Natur in ihren Bewegungen dahin reißen, sie pflanzet, wenn möglich ist, die Bewegung wiederum gern außer sich in denen Dingen fort, in die sie wirken kann, daher folgt ganz natürlich, daß der Takt der Sprache derselben entsprechen müsse. Diese allgemeine Harmonie macht einen Cirkel, der aus der physischen in die moralische Natur und aus dieser wieder in iene zurückläuft. Die Seele, sagt der große Homer*, fällt mit einem schwehren Körper, fließt mit einem Fluße, stoigt mit dem Feuer im Rauche. Die Sprache, die Dollmetscherin der Seele also, muß iene Bilder so ausdrücken, daß man schon an dem äußerlichen, ohne durch den Verstand der Worte es erst zu erfahren, den Fall des schwehren Körpers, das brausende oder sanfte Hinfließen des Flußes oder das wallende Aufsteigen des Rauches fühlen könne. Es ist also ohnstreitig ein unangenehmes gewaltsames und widersinnisches Gesetz was diese allgemeine Harmonie stöhret. Von dem was ich gesagt habe, will ich ein Paar Beyspiele hersetzen, in denen man den Umlauf eines Zirkels vortrefflich wird beobachten können. Das erste ist aus dem Heliodor** und ist eine Stelle, welche mir immer meisterhaft vorgekommen ist.

Charikleä sieht im Wettlauf ihren geliebten Theagenes, den Schranken entlassen, durch die Laufbahn dahin fliehn. Dieser Anblick verursacht eine gleiche Bewegung in ihrer Seele, die ein zärtliches Interesse noch mehr befördert. Ihre Seele theilt sie wieder dem Körper mit und ich muß mich sehr irren, wenn ich behaupte, daß der Dichter, da ihm die Einbildungskraft die Scene in voller Handlung darstellte, dieselbe auch im fortreisenden Gange der Periode lebendig gemacht habe:

* Grundsätze der Kritik. Th. I, p. 31. (B.)

** Heliodori Aethiopia L. III. (B.)

ἐνταῦθα οὐτε ἀτρεμεῖν ἐτι κατειχεν ἢ κορη ἀλλ' ἐσφαδαξεν ἡ
 βασίς καὶ ἡ ποδες ἐκίρωτων ὡσπερ οἶμαι τῆς ψυχῆς τῷ Θεαγενεῖ
 συνεξερομένης καὶ τὸν δρομον συμπροθυμουμένης.

Das zweite Beyspiel ist aus dem neuen Gedichte Rhingulphs
 des Barden als Varus geschlagen war.* Im ersten Liede
 heißt es:

Indeß mein Geist durch euern Jubel beginnt,
 Wie Opferflammen durch den Wind,
 Sich höher noch höher
 Und höher zu schwingen.

Sehr expressivisch und lebendig! Allein das unbestimmte Metrum
 war dem Dichter eben so günstig als dem göttlichen Ramler, wel-
 cher der schwimmenden Ino diese allerliebsten Verse sagen läßt:

Wo bin ich? O Himmel!
 Ich athme noch Leben?
 O Bruder! ich walle
 Im Meere? Mich heben
 Die Wellen empor?

Man laße das der Ino in einer andern Versart sagen, was wird
 herauskommen?

Ich kann nicht umhin bey dieser Gelegenheit, auch etwas von
 der Uebersetzung derjenigen Stellen zu sagen, von welchen einige
 und sonderlich die Franzosen behaupten, daß sie das feinere Ohr
 und die Artigkeit unserer Sitten beleidigten. Ich kann nicht unter-
 suchen, wie weit hierin die Franzosen, in Absicht ihrer Sprache und
 Sitten Recht haben. So viel bleibt gewiß, daß der Deutsche selten
 nötig haben wird, sich nach ihren Grundsätzen zu richten. Ich will
 ihnen nicht abstreiten, daß die harten Stellen, wo sich Homers Helden
 schimpfen, ihrer Delikatesse** unausstehlich sind, ia ich will sie nicht
 einmal geradezu tadeln, wenn sie solche Stellen austreichen. Der
 Deutsche aber wird weislich handeln, wenn er dieser ehrwürdigen
 Antike seine*** rauhen Züge läßt.¹ Er übersetze den Homer ge-
 treu! — Dies ist das vornehmste und gröste Gebot^m —
 ich sage getreu — nicht wörtlichⁿ wie ein gemeines Lexicon.

* p. 16. (B.)

** S. die ganze Vorrede zu der französischen Uebersetzung des
 Bitaubé. (B.)

*** ihre. K.

¹ Eine Antike muß aber nicht rauhe Züge haben, *videat*. die
 mediceische Venus, die doch dünkte ich auch ehrwürdig heißen
 könnte. K.

^m Eine ungereimte Anwendung eines Ausdrucks, der sich da schickt,
 wo Christus ihn braucht, aber nicht zur Uebersetzung des Homers. K.

ⁿ Den Unterschied hat Luther in seiner Bibelübersetzung nicht

Man muß den homerischen Ausdrücken das ächte Gepräge, das
 wahre Gewicht und Gehalt im Deutschen zuzuwiegen suchen. Und
 dieses ist fast immer anders, als die triviale Uebersetzung es angibt.
 Ja man darf muthmaßen, daß der Homerische Ausdruck fast immer
 gut sey, ob er es gleich nicht zu seyn scheint. Denn bey dem
 Homer, der durchgängig so voll von hervorleuchtenden Vortrefflich-
 keiten ist, wird in zweifelhaften Fällen diese Präsumtion so gut gelten,
 als bey einem Manne, der bisher ein unbeschuldetes Leben geführt
 hat, wenn er wegen eines Verbrechens angeklagt wird, die Präsum-
 tion seiner Unschuld statt findet. Daher laße man sich ia nicht
 verführen und glaube man sey berechtigt, das deutsche Gewand mit
 Flecken zu schänden, wenn das griechische dem Anschein nach welche
 hat. Denn ein kurzes Gesicht kann in der Entfernung vielleicht bis-
 weilen den königlichen Adler für einen Uhu ansehen. Um aber das
 wahre Gehalt eines jeden Ausdrucks recht genau zu erforschen und
 zu bestimmen, wird ein langer und vertraulicher Umgang mit dem
 alten Dichter selbst, und das allerfeinste kritische Gefühl erfordert.
 Eine ächte Probe von der Güte des Deutschen wird vielleicht seyn,
 wenn solche Stellen ernsthaft und edel bey aller ihrer Rauhigkeit
 klingen. So glaube ich z. E. *οἰνοβαρες* ganz gut durch Schlemmer
 übersetzen zu können. Es wird zwar hiermit dem Agamemnon ganz
 unverblümt und derb gesagt was er ist, aber doch nicht unter der
 Würde der Epopee und pöbelhaft. Wenn wir nun, wie wir es dem
 Homer schuldig sind, seinen Ausdruck in der Uebersetzung zu adeln
 suchen, indem nach der obigen Präsumtion derselbe in seinen Zeiten
 gewiß die gehörige Würde hatte, so wird doch in ieder Sprache, bey
 ieder Nation die Uebersetzung anders ausfallen. Was in Deutsch-
 land gut ist, ist vielleicht nicht in England und Frankreich, und
 was dort schön ist wird bey uns ein Fehler seyn. Popens Ueber-
 setzung, die in solchen Stellen sich bisweilen fast gar nicht von den
 Worten und dem Ausdruck des Originals unterscheidet, soll mir ein
 Beyspiel darstellen.

Der folgende Vers

Οἰνοβαρες, κενος ὀμματ' ἔχων, κραδιην δ' ἐλαφοιο

ist bey dem Pope so übersetzt:

Thou Dog in forehead, but in Heart a Deer.

Bey den Engländern mag dies vielleicht nicht so niedrig aus-
 fallen. Wir müssen hier behutsamer verfahren und uns nicht nach
 dem Pope richten. Denn wir haben gewisse pöbelhafte Ausdrücke
 die einem gleich einfallen und erstaunenden Unwillen erregen würden.
 Hund — Hundsgesicht — Hasenherz — sind die artigen Sächelgen.
 Wer würde sich des Einfalls erwehren können: Homers Helden hätten

gekannt, und sich darüber so erklärt, daß dem Deutschen die Ueber-
 setzung die Gedanken oder Empfindungen des Originals erregen müsse. K.

schon wie unsere Obristen geschimpft? Bey uns wird vielleicht das richtige Gehalt des Homerischen Verses seyn:

Du Schlemmer, du Wüthrich im Blicke, und in der Seele
ein Feiger.

Eben diese genaue Bekanntschaft mit dem Dichter wird uns nicht wenig helfen, wenn wir auf dunkle, zweifelhafte oder gar verdorbene Stellen stoßen. Denn wenn ich den Charakter, die Meinungen und das Genie eines Menschen kenne, so werde ich seine Reden auch so verstehen, daß sie ihnen entsprechen. Kömmt die Auslegung damit überein, so wird dies schon mehr denn den halben Beweis ihrer Gründlichkeit und Richtigkeit ausmachen. Wer, zum Beyspiel, die edlen Grundsätze kennet, welche die Alten in Absicht auf die Gastfreundschaft hegten, und aus dem Umgange mit seinem Homer gelernt hat, daß er von eben dieser erhabnen Tugend durchdrungen war, der wird dem folgenden Verse:

ἐνθ' αὖθις Γλαυκῶ Κρονίδης φρένας ἔξελετο Ζεὺς

keine so unwürdige Uebersetzung angedeyhen laßen, als einige gethan haben, die sich dadurch erschrecklich an dem Vater Homer versündigt haben. — Jupiter hätte den Glaukus des Verstandes beraubt, daß er güldne Waffen gegen eiserne vertauscht. — Raserrey! Beßer und richtiger haben es schon ältere, als Spondanus gegeben:

Da erhob Zeus die Seele des Glaukus u. s. w.

Noch ein Beyspiel will ich hersetzen, wie sehr die genaue Bekanntschaft mit dem Dichter beytrage, verdorbene Stellen zu verbeßern. Nicht aber, als ob dieser bekannte Satz, woran wohl Niemand zweifelt, dieses zu Beweis und Erläuterung bedürfte; sondern um bey dieser Gelegenheit eine schöne Rarität herauszohlen zu können, deren Daseyn, der geneigte Leser, mir Philologastern, wo ich nicht irre, einzig zu verdanken hat. Es ist eine Verbeßerung einer Stelle im ersten Buch der Iliade die ich ganz hier her schreiben will.

Οὐ μὲν σοι ποτε ἴσον ἔχω γέρας ὅπποτ' Ἀχαιοὶ
Τρωῶν ἐκπερσῶσ' εὐναιομενον πολιεθρον.
Ἄλλα το μὲν πλεῖον πολυαῖκος πολεμοιο
Χεῖρες ἔμαι διεπουσ'. ἀταρ ἦν ποτε δασμος ἰκηται,
Σοι το γέρας πολὺ μείζον, ἐγὼ δ' ὀλιγον τε φίλον τε
Ἐρχομ' ἔχων ἐπι νηας, ἔπην κε καμῶ πολεμιζῶν κ. τ. λ.

Kömmt wohl das ὀλιγον τε φίλον τε mit dem Charakter und der Denkungsart der Homerischen Helden und sonderlich des Achill überein? Es ist freylich ein ganz guter Zug ausgedrückt, allein nach unsern Sitten, und nicht ihnen Zeiten gemäß. Ein neumodischer Held würde zwar ganz cavalierement sagen, wie es im Text lautet. Ein anders Geschichtchen so Homer vom Achill aufstellt, und ge-

wiße Worte die er ihm sagen läßt, überreden mich soust, daß er hier anders geredet habe. Im 24ten Buche sagt er.*

Μη μοι, Πατροκλε, στυδμαινεμεν, αἶ κε πυθῆται
Εἶν αἶδος περ ἔων ὅτι Ἐκτορα διον ἔλυσα
Πατρι φίλω. ἔπει οὐ μοι ἀεικεα δῶκεν ἀποινα.
Σοι δ' αὐ ἔγω και των δ' ἀποδασσομαι ὄσσ' ἐπειοικεν.

Wenn man außerdem recht auf den Zusammenhang Acht giebt, so merkt man, daß ihm das ὀλιγον gar nicht φίλον gewesen sey. Ich nehme also eine kleine Veränderung vor. Für φίλον setze ich ψιλόν. Und das vorhergehende ἔγω, welches gar nicht zum folgenden ἐκπερσῶσ' paßt, verändere ich durch ἔξω. Taugt meine Verbeßerung nicht, so tröste ich mich damit, daß oft auch der allergrößten Critiker ihre nichts taugen.** Nunmehr fällt die Uebersetzung also aus:***

Mir wird ohnedem nie ein Preiß, gleich dem deinigen, zu fallen, wenn die Griechen die vollreiche Stadt der Trojaner zertrüthen werden. Und doch kämpft meine Faust am mächtigsten dem ungestümen Kriege entgegen. Dir wird bey der Theilung die fettere Beute. Ich aber, ich schleiche (raste)† dann, ermüdet vom Gefecht, mit einer armseeligen und geringen nach (bey)†† meinen Schiffen. Lieber ziehe ich also nach Phthia zurück u. s. w.

(††† Hier will ich mein Exercitium abbrechen und menschenfreundlich gegen den Leser seyn, den ich lange genug gepeiniget. Was sagst du da Bürger? Die Blume hättest du spahren können. Glaube mir, meine Seele, der Leser wird gleich von Anfang an sein bestes bedacht und sich nicht Kopf und Magen mit Lesung deines Geschwätzes verdorben haben. O wenn das ist, warum höre ich denn schon auf zu schreiben? Frisch also noch ein kleines Avertissement hergesetzt! Mann hat mir gesagt, Herr Herder habe in seinen kritischen Wäldern, gleichfalls von einer Uebersetzung des Homer geredet und sonderlich ihre Möglichkeit gegen die neusten Kunstrichter bewiesen. Als ich dieses schrieb, war das Buch noch nicht in Göttingen. Nun ists zwar angekommen, allein ich sage bona fide, ich habe es noch nicht gelesen. Denn sonst würde ich nach allen Vermuthen dieses mein unwürdiges Papier schon haben zerreißen müßen. Und das wär mir ein Spaß bey dem ich nicht

* v. 592.

** gut gesagt, fiat applicatio. K.

*** Und sie taugt auch gar nicht, denn sie ist wider das Silbenmaß. K.

† Correctur Bürgers.

†† Bürger.

††† Das Zeichen () von K., welcher demnach alles folgende gestrichen zu sehen wünschte.

lachen würde. Denn ich habe kein anderes Probestück, welches ich bringen könnte, und sollte ich dieses zerreißen, so müste ich die Worte der Andromache, die sie dem Hektor sagte, borgen und zärtlich mein Opusculum anreden:

οὐ γὰρ ἐτ' ἄλλη
Ἔσται θαλπωρη, ἔπει αν οὐ γε ποτμον ἐπισπησ
'Ἄλλ' ἄγε'.

Ich mag Sie, ich mag Sie also nicht erst lesen, mein guter Herder!

Eins ist noch Noth!° Ich muß diesem Aufsätze von den Gönnern, denen er vorgelegt werden soll, eine gelinde Aufnahme erbiten. Hierzu verführt mich keine Mode, nach welcher Versuchen von dieser Art, in ähnlichen oder gleichen Fällen, ein wesentliches Stück zu mangeln scheint, wenn die liebe Captatio benevolentiae nicht dazu gebleckt ist (so!). Wenn sie jemals einem Scribenten von recht demüthigen Herzen gegangen ist, so bin gewiß derjenige. Denn wie könnte ich, der ich in den schönen Wissenschaften und in der Critik nur noch ein schwaches und unwissendes Kind bin, die Stimme des Gewißens vernehmen, welches mir zulispelt: Du sagst nichts richtiges, nichts erhebliches, nichts brauchbares noch neues, worauf nicht jedermann eben so gut hätte verfallen können und vielleicht schon verfallen ist. Du hast noch nicht genug Stärke der Vernunft, das wahre von den falschen, nicht Urtheilungskraft genug, das wichtige von Kleinigkeiten und das brauchbare von unnützen zu unterscheiden, noch die nötige Lektüre, um vor der Gefahr gesichert zu seyn, über alte und bekannte Dinge von neuem zu schwatzen. Dieses Mistrauen, welches ich in voller Stärke in meiner Seele fühle, welches mir, so wahr ich ein Liebling der Musen zu werden wünsche! ewig ein schätzbarer Talisman sein und liebreich verhindern soll, daß ich mich nie lächerlich machen möge, dieses treibt mich, in ungekünstelter Einfachheit meines Herzens, die hochachtungswürdigen Männer, so diese Zeilen überblicken werden, zu ersuchen, daß Sie mehr nach der gefälligen Güte ihres Herzens als nach strengen Gesetzen der Critik davon urtheilen

° Wieder was aus dem biblischen Phrasesbuche. Daß doch diese Herrn nicht bedenken, worinnen eigentlich das Lustige bey solchen Anwendungen der Bibel besteht. Wenn ich läse *S. P. Q. Göttingensis*, so lachte ich gewiß nicht über die Römer, sondern über die Göttinger. Ueberhaupt hätte ich lieber eine Probe einer Uebersetzung des Homers gesehn als Gedanken wie sie zu machen ist. In der Probe sähe man diese Gedanken auch und gleich in Umständen wo man sie beurtheilen könnte. Das ist aber der Geschmack unserer Zeiten viel davon zu sagen was und wie es könnte gethan werden und nichts zu thun. K.

wollen. Wird doch das Versehen eines Unmündigen nach den bürgerlichen Rechten gelinder gerüget, warum sollte man mir Unmündigen in den Wissenschaften nicht eine gleiche Wohlthat zu statten kommen lassen.)

Göttingen. 1769.

Gottfr. Aug. Bürger.

V. Ueber Bürgers Lehrthätigkeit an der Universität Göttingen im Wintersemester 1787—88.

C. G. Lenz an Schlichtegroll in Gotha, Ende October 1787.

„Bürger hat ein einladungsprogramm zu seinen vorlesungen geschrieben, worin er vom deutschen stil handelt. Es ist noch nicht zu haben, sonst hätte ich dir's gleich überschickt; denn es lohnt sich der mühe, es zu lesen. Mit männlicher beredsamkeit und beißender satire rügt er die unverzeihliche nachlässigkeit der deutschen schriftsteller im stil, verbreitet sich besonders über den zustand des kanzleystils und philosophirt überhaupt über den einfluß der sprache auf kultur. Tausend interessante bemerkungen trifft man darin an über schönen stil, über eintheilung der wissenschaften und künste, in höhere und schöne, über den begriff eines schönen geistes etc. Kant wird der erste philosoph auf der erde genannt.“

Den 4. Nov. 1787 schreibt Lenz:

.....„Gestern las Bürger das 2te mal Kantische philosophie. Er hatte das 1te mal 24 zuhörer, worunter 3 Prinzenhofmeister, Linsing etc., D. Althof, Repet. Haenlein etc. waren. Der ruf brachte ihm gestern mehr denn 50 zuhörer, die sein lehrsaal kaum faßte. Sein vortrag ist über erwarten gut, deutlich, faßlich, angenehm. — Er spricht sehr frey von Kants gegnern, selbst von den dissensus der hiesigen Professoren,* ohne zu beleidigen, mit vieler achtung für Kant, ohne zu übertreiben. Er scheint mir, was die form anlangt einen sehr guten weg eingeschlagen zu seyn. Er will jede materie mehr als einmal berühren; erst will er seinen stoff aus dem größten arbeiten, um nicht gleich anfangs durch eingehung in die kleinsten theile die übersicht des ganzen zu erschweren, dann wieder daraus zurück zu kommen, um die einzelnen theile auszuarbeiten, und zuletzt das ganze überarbeiten und ihm die nöthige politur geben. Seine bescheidenheit, geschmackvoller vortrag, erläuterung durch häufige beyspiele, selbst versinnlichung durch allegorie und bilder, wo sichs thun läßt, erwerben ihm gewiß beyfall, den ihm schon itzt der große haufe — freilich *mobiliū turba Quiritium* — giebt. Sein *privatum* über den deutschen stil ist ebenfalls zu stande gekommen. Er hat 12 zuhörer. Heyne liest auch für 1 oder 2 stück Schweizer ein *privatissimum* über den deutschen stil. *Ohe!*“

* Vor allen Feder und Meiners.

In einem Briefe vom 10. Nov. 1787 heisst es:

„Ueber Bürgers programm bin ich ganz deiner meinung. Auch im mündlichen, sonst recht guten vortrag, verfällt er bisweilen in die platte, unedle sprache. Sein beyfall in den Kant-vorlesungen steigt. Er hatte heut mehr denn 70 zuhörer und liest sehr gut. Er nimmt auch rücksicht auf Kants gegner und hat noch heut einen zweifel des würdigen Reimarus beleuchtet.“

Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen vom 17. Nov. 1787:

„Bovln* ist der Meinung, die zuhörer würden bei Bürger und nicht Bürger bei den zuhörern aushalten, und tröstet sich damit. Die zeit muß lehren, ob er recht hat. Man behauptet hier allgemein, B. würde als Professor unbrauchbar seyn; nur die noth treibe ihn an thätig und nützlich zu seyn. Am mittwoch hielt er eine stunde, in der ich dich gegenwärtig gewünscht hätte. Er übertraf sich selbst. Mit der größten wärme und einem schönen fluß der rede sprach er von den vorzügen eines kleinen, aber gewissen besitzes vor den größten chimärischen besitzungen, und wendete dieß auf die Kritik der reinen Vernunft an. Die Resultate der Kritik würden, meinte er, nie die resultate von Luthers kleinem katechism verdrängen, denn unmündige und der große haufen lese und verstehe dieß buch nicht, das ein in seiner scheidende fest verwahrtes schwerd sey, und nur von geübten männern herausgezogen werden könne. Er verglich das werk ferner mit Ulysses bogen, den die freyer der Penelope nicht, sondern der einzige Ulysses spannen konnte. Der beyfall wächst noch mit jeder stunde.“

Am 23. Dec. heisst es kurz:

„Bürger hat sich in den letzten Stunden** mit den Einwürfen Platners, Jacobis, Abels gegen die Kantische Aesthetik beschäftigt und sehr scharfsinnig sie widerlegt.“

Endlich am 9. März 1788:

„Bürger hat gestern geschlossen. Obgleich der extensive Raum der äußern Anschauung in seinem Lehrsaal etwas geringer worden war, so machte er doch beym Schluß seinen noch übrigen Zuhörern das Compliment, er glaube nicht, daß die Intension etwas dabey gelitten habe. Er denke auf den Winter ausführlichere Vorlesungen über Kant zu halten, und dann hoffe er, Ulysses Bogen besser spannen zu können. So viel er absehe, werde er denn doch wohl Zeit-lebens ein Apostel dieser Lehre bleiben.“

* Wie aus anderen Briefen hervorgeht, ist hier der Philosoph J. Gottl. Buhle gemeint, welcher der Kantischen Schule angehörte und im Wintersemester 1787—88 vor fünf Zuhörern über Logik las. Er war mit Lenz und anderen jungen Illuminaten befreundet.

** Lenz bedient sich von hier an der deutschen Schrift; daher die grossen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter.